

Einführung

Seit es unser Land gibt, erzählen sich die Menschen Geschichten, Sagen, Märchen, Anekdoten, Witze, Sprüche, Verse und Lieder in den heimischen, regionalen oder lokalen Formen ihrer Sprache. Neben diesen regionalen Sprachformen gab es im Mittelalter noch keine einheitlichen Schriftsprachen, deren Gebrauch in Grammatiken und Wörterbüchern geregelt war. In Verwaltung und Kirche schrieb man Lateinisch. Seit dem späten Mittelalter ersetzte das Deutsche jedoch mehr und mehr das Lateinische als eidgenössische Verwaltungssprache und die Schweiz blieb ein deutschsprachiger Staat bis zur Beseitigung des Ancien Régime im Jahr 1798; erst Napoleon machte ihn mehrsprachig. In der deutschen Verwaltungssprache und in der Sprache der Dichter, die Deutsch schrieben, zeigten sich seit dem hohen Mittelalter erste Ansätze zur Vereinheitlichung.

In der frühen Neuzeit begannen sich im deutschsprachigen Gebiet in der Schrift deutliche Bestrebungen zur Vereinheitlichung durchzusetzen. Eine überregionale Geschäfts- und Verkehrssprache entstand. Besonders Kanzleien, Druckereien, Autoren und Propagandisten, die mit ihren Schriften überregional wirken wollten, trieben diese Entwicklung voran. Das so entstandene Gemeine Deutsch wies gegenüber früheren Sprachformen markante lautliche und formale Neuerungen auf.

In der Schweiz übernahm man diese Neuerungen vorerst nicht. Man blieb in der Eidgenössischen Landsprache bei den alten einfachen Vokalen *Huus, Müüs, Lüt, liide*

Text in Eidgenössischer Landsprache. Aus der Lebensbeschreibung von Thomas Platter (1499-1582):

Min vatter hatt Anthoni Platter gheissen, von dem alten geschlecht deren, die Platter gheissen hant; die hand iren Namen von eim huss, das ist uff einer breitten blatten, das ist ein felsen, uff eim gar hohen berg by eim dorff, das heisset Grenchen, ghert in den zenden und kilchhörin Visp; ist ein vernampt dorff und zenden in Walless. Die mütter aber hatt gheissen Amilli Summermatterin, von eim gar grossen gschlecht, das man hat genempt die Summermatter, welche ein vatter ghan hat der ist 126 jar alt worden, dan 6 jar vor sim tot han ich selber mit im gered, welcher sprach, er wisse noch 10 man in Visperkilchöri, die all elter werin, dan er dozmall wass.

gegenüber den neuen Zweilauten *Haus, Mäuse, Leute, leiden*. Man blieb bei den alten Zweilauten *Brueder, Büecher, Liebi* gegenüber den neuen einfachen Vokalen *Brueder, Bücher, Liebe* (ie als langes i gesprochen). Man blieb bei der alten Form des Verbplurals *sie machen, werdent* gegenüber neuem *sie machen, werden*. Man brauchte

in der Eidgenössischen Landsprache auch weiterhin Wörter, die im Gemeinen Deutsch nicht gängig waren (z. B. *Letzi* statt *Grenze*; *Klack* statt *Spalte, Sprung*).

Die Eidgenössische Landsprache, die viele regionale Besonderheiten aufwies und die wir deshalb als verschriftlichten Dialekt auffassen dürfen, konnte sich jedoch nicht lange halten. Zu gross war das Bedürfnis von Kanzleien und Druckern, für den ganzen deutschsprachigen Markt produzieren zu können. Sie übernahmen nach und nach die allgemeinen Schreibregeln, und so schrieb man in der deutschen Schweiz um 1700 wie im restlichen deutschsprachigen Raum und beteiligte sich fortan an der Entwicklung der deutschen Standardsprache.

Mit dem Aufkommen der Standardsprache entstand jedoch eine neue Sprachsituation. Alle sprachen Mundarten, d. h. regionale bzw. lokale Sprachformen; wer schrieb, benutzte jedoch eine vereinheitlichte Standardform seiner Sprache. Eine solche Sprachsituation, in der zwei Formen derselben Sprache unterschiedlich genutzt werden, heisst Diglossie.

Bis weit ins 19. Jahrhundert sprachen die Menschen überall in Europa eine regionale Sprache. Nur eine schreibende und lesende Minderheit benutzte eine Standardsprache. Angehörige des Patriziats und des gehobenen Bürgertums sprachen mehr und mehr auch im spontanen Umgang Standard. Nur in der Deutschschweiz machte niemand die Standardsprache zur spontanen Umgangssprache. Von fremden Besuchern wurde dieses Verhalten wiederholt kommentiert. Der deutsche Diplomat Philipp Wilhelm Gercken schrieb 1784:

„Die Vornehmen reden mit den Deutschen lieber Französisch, vermuthlich darum, dass sie glauben, man verstünde sie nicht wohl, oder sie schämen sich der rauhen Aussprache.“

Andere interpretierten das Sprachverhalten der Schweizer als Zeichen allgemeiner Gleichheit, so z. B. der Däne Sneedorf im Jahr 1791:

„So unangenehm dieser Deutsche Dialekt gleich klingt, und so schwer ihn ein geborner Deutscher versteht, so ist es doch als eine Folge der allgemeinen Gleichheit und des grösseren republikanischen Stolzes in diesem Theile der Schweiz anzusehen, dass alle, von der Regierung bis zu den Geringsten im Volke herab, diese Sprache reden.“

Ob Scham vornehme Deutschschweizer veranlasste, im Alltag nicht Standardsprache zu sprechen, oder ob republikanischer Stolz sie dazu trieb, für die Sprachsituation in der Deutschschweiz hatte dieses Verhalten Folgen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts führte das Nebeneinander von Dialekten und Standardsprache kaum zu Auseinandersetzungen. Der Gebrauch der Standardsprache

war beschränkt auf das Schreiben und den mündlichen Gebrauch in öffentlichen Situationen: öffentliche Rede, Predigt, parlamentarische Diskussion, Vereinsverhandlung, dienstliches Gespräch unter Offizieren. Oft gingen Dialekt und Hochdeutsch in der Rede frei ineinander über. Der Zürcher Meyer von Knonau sprach 1846 sogar von „dreierlei Deutsch“, nämlich von der

„Volkssprache, dem reinen Deutsch und einer so geheissenen Kanzel- oder Geschäftssprache, die von den meisten Predigern und Geschäftsleuten, doch nur in ihrer

Der Mundartdichter Jakob Stutz lässt 1836 einen Zürcher Stadtherrn Kanzelsprache sprechen:

*Zum Tadlen ist der Mensch halt ebe gneigt,
Und leicht ist's dem, der nicht hinab
Will schauen auf die Ursach, auf den Grund,
Wie und warum die oder diese That
Begegnet und zur Reife kommen sei.
Niemandem z'lieb, Niemandem z'leid
Red ich. Nur ein Punkt fasse ich ins Aug,
Wenn ich den Brand in Uster überdenk.
Und wer das Lebe dieser Bergbewohner
Hier näher kennt und billig denkt, der wird
Mit mir der glychen Ansicht si.*

amtlichen Stellung, oft auch gegen Deutsche mit deutschen Worten in volkstümlicher Aussprache geredet wird“.

Ein erster heftiger Kampf entbrannte, als einige Pädagogen das Hochdeutsche, an höheren Schulen unangefochtene Unterrichtssprache, auch für die Elementarschule forderten. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts bezeichnete der Begriff „reine Sprache“ die Schriftsprache. Mit dem Populärwerden der Erkenntnisse der historischen

Sprachwissenschaft, die Dialekte seien Sprachformen eigenen Rechts und ursprünglicher als das jüngere Hochdeutsche, begann man, von der „reinen Mundart“ oder vom „reinen Dialekt“ zu sprechen. Mundart *und* Hochdeutsch, wurde gefordert, seien unvermischt zu sprechen und beide Formen müsse man pflegen. Die Ansicht, nur der „reine Dialekt“ sei gut und erhaltenswert, ist bis heute weit verbreitet.

Mit dem Interesse für die Dialekte, vor allem in gebildeten bürgerlichen Kreisen, nahm auch die Angst um sie zu, weil sich im 19. Jahrhundert der Lebensraum und die Lebensweise vieler Menschen radikal veränderten. Eisenbahnen wurden gebaut, Fabriken errichtet, Städte total umgebaut. Sie verloren ihre Mauern, Tore und Schanzen und wuchsen. Viele Menschen zogen vom Land in die Städte, Arbeiter aus anderen Sprachregionen und anderen Ländern suchten in Fabriken und auf Baustellen ein Auskommen. Das Geld sowie Masse und Gewichte wurden vereinheitlicht, Jahrhunderte alte regionale Grenzen wurden durchlässig, die Mobilität nahm zu. Unter der einheimischen Bevölkerung machte sich das Gefühl breit, nicht nur ihre Welt werde umgekrempelt, auch die traditionelle Lebensform mit ihren Bräuchen und die Dialekte gingen verloren. Wissenschaftler und interessierte Laien begannen Wörter, Anek-

doten, Sagen, Märchen, Sprüche und Lieder zu sammeln, bevor sie ganz verschwanden. Und als der Sprachwissenschaftler Friedrich Staub 1862 zur „Sammlung eines Schweizerischen Wörterbuchs“ aufrief, machte er unmissverständlich klar, was seines Erachtens vom „gleichmachenden und verschleifenden Zuge der Zeit“ bedroht war:

„Unendlich rascher und verderblicher, aber ebenso unwiederbringlich wie am Gestein unserer Gebirge nagt ihr Zahn an unserem idealen Eigen. Dahin schwinden heimische Sitten und mit ihnen heimischer Sinn, die alten Bräuche und mit ihnen althergebrachter Glaube; es wollen die Trachten und die treue Anhänglichkeit an die Art der Alvordern aufhören, unsere Auszeichnung zu sein. Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbniss so heimlich und darum so sicher, wie auf dem unserer Mundarten.“

In dieser Zeit grosser gesellschaftlicher Umbrüche erlebte die Mundartliteratur seit den 1860er-Jahren einen ersten grossen Aufschwung. Bereits 1882 konnte der Germanist Otto Sutermeister seine nach Kantonen gegliederte „Sammlung deutschschweizerischer Mundartliteratur“ beginnen; bis 1890 war sie auf etwa 2000 Seiten angewachsen. In diese Sammlung aufgenommen wurden von Autoren und Autorinnen verfasste Gedichte und Geschichten, aber auch „Volksüberlieferung“ wie Sage, Märchen, Anekdote, Lied, Rätsel, Witz, Sprichwort, Spruch und Wetterregel. Lesevereine und Lesezirkel nahmen sich der Mundartliteratur an, so der Lesezirkel Hottingen, der 1896 die Anthologie „Aus allen Gauen. Dichtungen in den Schweizerischen Mundarten“ herausgab. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wuchs mit der Gründung Dramatischer Vereine (z. B. 1866 in Zürich, 1892 in Herisau) eine lebendige Volkstheaterbewegung, in der das Mundartspiel bis heute grosses Gewicht hat.

Mit der Trennung von Mundart und Schriftsprache und der Forderung, sie „rein“ zu halten, damit man sich in beiden kultiviert ausdrücken kann, löste man ein sprachpolitisches Problem: Man hob die Spaltung zwischen einem patriotischen, gefühlsmässigen Bekenntnis zur Mundart einerseits und der in der Moderne unabdingbaren Zugehörigkeit zu einer internationalen Kultur- und Handelssprache andererseits auf in einer eigenständigen deutschschweizerischen Sprachkultur. Diese Sprachkultur befestigte in den Augen ihrer Befürworter nicht nur die demokratische Verfassung eines geeinten Volkes, wie Franz Josef Stalder bereits 1819 beteuerte:

„So stark sonst in den meisten Ländern deutscher Zunge die Mundart des Gebildeten von der Mundart des Volkes absticht, so waltet doch bei uns, d. h. in den Städten sowohl als in den Dörfern, eine und dieselbe Sprache, nämlich die Volkssprache, so dass zwischen der Sprechart des höchsten Staatsbeamten und geringsten Tagelöhners selten ein merklicher Unterschied verspüret wird.“

Sie stemmte sich auch gegen die kulturelle Dominanz der Städte, in denen sich ein international ausgerichteter Kultur- und Kunstbetrieb etablierte. Der Berner Germanist Otto von Greyerz behauptete noch 1924, die Mundartliteratur richte ihr Hauptaugenmerk auf die ländliche Welt, weil dort der traditionelle Volkscharakter am reinsten erscheine.

„In einem Lande, wo die Mundart allen Ständen gemeinsam ist, kann auch der Mundartdichter seinen Stoff aus jeder beliebigen Bevölkerungsschicht holen. Be-greiflicherweise wird das Bauerntum bevorzugt; nicht weil die Dichter zum Bauernstande gehörten, was auch vorkommt, sondern weil hier die reinste und älteste Mundart zu finden ist und weil der mit der Scholle verwachsene Bauer den altererb-ten Stammescharakter am treusten bewahrt. [...] Gemieden werden im allgemeinen diejenigen Bevölkerungsschichten, die eine schriftdeutsch gefärbte oder verwässerte Mundart sprechen, die Kreise der Politiker, höheren Beamten, Offiziere, Gelehrten und des heimatlosen Proletariats der Industriequartiere.“

Die im 19. Jahrhundert formulierten Begründungen zur Rechtfertigung der besonde-ren deutschschweizerischen Sprachkultur beruhen auf idealen Annahmen. Das Ideal der „reinen Sprachformen“ widerspricht der Tatsache, dass sich Sprachformen, die im Alltag einer Sprachgemeinschaft regelmässig benutzt werden, gegenseitig beein-flussen, wobei der Einfluss der stärkeren auf die schwächere in der Regel grösser ist. Nicht nur die vielen französischen Lehnwörter im Mundartwortschatz belegen dies. Die Entwicklung bis heute zeigt auch, dass die ideologische Mauer zwischen reiner Mundart und reinem Hochdeutsch nicht aufrechterhalten werden konnte. Heute gibt es keine Schweizerinnen und Schweizer mehr, die nur ihre Mundart beherrschen. Alle haben in der Schule Hochdeutsch sprechen und schreiben gelernt, alle konsu-mieren Print- und elektronische Medien, in denen Hochdeutsch geschrieben bzw. gesprochen wird. Im Zuge der Entwicklung medialer Mündlichkeit (Telefon, Radio, Fernsehen, Skype) hat das Hochdeutsche andererseits traditionelle Bereiche seines mündlichen Gebrauchs (öffentliche Rede, Predigt, parlamentarische Diskussion, Vereinsverhandlung) an die Mundart verloren. Etabliert hat sich im Alltag weitge-

hend eine am Medium ausgerichtete Zweisprachigkeit, eine mediale Diglossie: Man spricht Mundart und schreibt Hochdeutsch. Der Druck des Hochdeutschen auf die Mundart hat merklich zugenommen.

Die ideale Annahme eines „reinen Dialekts“ geht von einer „reinen“ Urform aus, die in der Realität nie gegeben ist. Sie widerspricht nicht nur der Tatsache, dass sich im Alltag regelmässig nebeneinander benutzte Sprachformen beeinflussen, sondern auch der Tatsache, dass sich Mundarten, wie Sprachformen überhaupt, ständig verändern. Nichts ist bei Sprachen so konstant wie die Veränderung. Dennoch zeigen viele

D'Muetersprach (von Otto Hellmut Lienert)

*Die Sprach, wo 's Nänni 's Göfpli lehrt,
Wird wien äs Helgezüüg verehrt.
Mys Buuredüütsch ischt bodeguet.
Was wurd is mit der Sprach nüd goh ..
Es müesst eim 's Härz schier stille stoh.
Vom Morged- bis zum Nachtgibät,
Was do nüd alles stärke tät!
Wer hochdüütsch redt, weisst äbe nüd,
Was 's Schwyzerdüütsch eim alles git.
Ä Meischerharpfe, nu se schön,
Die hät nüd meh und weicher Töin.
Vom Wiegeli, zuem Totebaum,
Bi Freud und Leid, bi Tag und Traum,
Hät d'Heimesprach äs bluemigs Wort,
Wär's Schriftdüütsch nur äs Schatteport.
Liebs Värsl i der Buuretracht,
Wie gemmer jetz nüd uf di acht!
Rächt Mäntsche stönd zuem Mueterluut,
Säläng 'ne d'Seel i d'Auge truut.*

Mundarttexte aus dem 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, dass ihre Verfasser die altüberlieferte Mundart als Muttersprache, beflügelt von patriotischer Emotion, dem Hochdeutschen vorziehen. Sie wollen diese Mundart unter allen Umständen bewahren und behaupten, sie sei ausdrucksstärker als das Schriftdeutsche.

Einer Idealisierung entspricht auch die Annahme, alle sprächen Dialekt, also sprächen Feldmauser, Bäuerin, Handwerker, Patrizierin und Bundesrat gleich. Registerunterschiede und hierarchischer Abstand kommen in der Mundart ebenso klar zum Ausdruck wie in anderen Sprachformen. Zudem wechselten die Herr-

schaften in vornehmen Häusern oft ins Französische, wenn Gesagtes nicht für die Ohren der Bediensteten gedacht war. Der These, dass die Mundart Demokratie sozusagen gewährleiste, widersprach der Berner Germanist Samuel Singer bereits 1928 in seinem Buch „Schweizerdeutsch“ energisch:

„Dass aber, wie es der demokratische Gedanke zu verlangen scheint, der Universitätsprofessor und der Tagelöhner auf dem Land die gleiche Sprache sprechen, ist einfach nicht wahr.“

Die Mundartliteratur, die unter diesen Voraussetzungen den ersten grossen Aufschwung erfuhr, war sprachbewahrend und sprachpflegerisch, handelte vorwiegend von der traditionellen, ländlichen Welt, war einem schweizerischen Wertekanon verpflichtet, richtete sich nicht selten gegen literarische Modernismen und wollte volks-

erzieherisch wirken. Die Hauptträger der Mundartliteratur, Geistliche, Lehrer, Ärzte und höhere Beamte, hatten gegenüber der Landbevölkerung oft ein bevormundendes und auch sentimental gefärbtes Verhältnis. Ein Grossteil der traditionellen Mundartliteratur war Ausdruck der Ideologie der bürgerlichen Ordnung.

Alle Verpflichtungen, die guter Mundartliteratur von ihren Förderern und Vertretern auferlegt wurden, verstärkten sich in der Zeit der Bedrohung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Man empfahl der Deutschschweizer Bevölkerung „Schwyzer läset Schwyzerdütsch!“ zur Stärkung der geistigen Eigenständigkeit und zur Förderung der geistigen Abwehrkraft gegen eine Einflussnahme von aussen; Mundartliteratur wurde Teil der Geistigen Landesverteidigung. Sie brauchte lange, bis sie sich von diesen Verpflichtungen befreien konnte. Es gelang ihr erst in der gesellschaftlichen Aufbruchs- und Emanzipationsbewegung der späten 1960er- und der 1970er-Jahre, die zur „modern mundart“-Bewegung führte. Vor allem in Deutschland und im Elsass wurde damals die antiautoritäre Kraft des Dialekts propagiert. Im Pamphlet „Dialekt als Waffe“ (1977) des Elsässers André Weckmann klang das so:

„Der elitäre Machtanspruch der Hochsprachen muss bekämpft werden. Er wirkt repressiv auf die Entfaltung der dialektsprechenden Massen. Die Zeiten der bourgeoisen Kultur, von den imperialistischen Staatssprachen getragen, sind vorbei. Es lebe die Gegenkultur der Dialekte, der Randsprachen!“

Nicht nur André Weckmann verkannte, dass, ausser in der Schweiz, die Massen schon lange nicht mehr Dialekt sprachen. Die Bewegung schief mit dem Abklingen der Bürger- und Anti-AKW-Proteste ein, auch in der Schweiz. In der Jugendbewegung der 1980er-Jahre war Mundart kein Thema mehr in der Auseinandersetzung mit dem stark repressiv auftretenden Staat. Mundartbücher, die zeitgenössische urbane Themen behandelten, wurden in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre selten. Der Germanist Roland Ris fragte im Titel zu einem Artikel zur Situation der Schweizerdeutschen Mundartliteratur im St. Galler Tagblatt vom 5. Mai 1989 „Booms Ende?“. Dafür erblühte in den 1990er-Jahren ein vielfältiges mundartliches Erinnerungsschrifttum, in dem Autorinnen und Autoren, vorab aus ländlichen Gebieten, erzählten, wie man früher lebte, arbeitete und sprach. Hatten Frauen in der Mundartliteratur bisher kaum ihre Sicht der Dinge darzustellen gewagt, äusserten sich nun viele Autorinnen ungeschminkt über ihr Dasein auf Tal- und Berghöfen, ihren schweren Arbeitsalltag und nicht selten auch darüber, was sie als Mädchen, Frau oder Magd in patriarchalischen Verhältnissen zu erdulden hatten.

Obwohl, von aussen gesehen, Mundart in der Jugendbewegung kein Thema war, brodelte es im Innern. In den Kulturfabriken wurde die Mundart in neuen Musikstilen erprobt, Mundartska, -punk, -rap entstand. Experimentelle Theatergruppen entwarfen und probten neue Formen des Mundarttheaters. Aus dieser Saat gediehen nach der Jahrtausendwende die vielfältigen Formen des jüngsten, kräftigen mundartliterarischen Aufbruchs. Vor allem der Mundartrap entwickelte sich zu einem nationalen Phänomen mit vielen begabten Akteuren. Mundartinterpreten eigneten sich andere Musikstile an wie Reggae, Rhythm and Blues und Soul. Die Spoken Word-Bewegung schwappte mit Slamveranstaltungen und Bühnenprogrammen schon früh in die Schweiz; Einzelinterpreten und Gruppen machten daraus eine Form der Mundartkunst, die ihrerseits wieder die mundartliterarische Produktion neu belebte. Die Mundartwortkunst hat sich in den letzten sechzig Jahren radikal gewandelt. Sie blüht, weil vor allem junge Autorinnen und Autoren, Akteure und Interpreten mit Mundart arbeiten und Kunst machen, ohne sich von Korsetts sprachpflegerischer, volkserzieherischer und patriotischer Pflichten beengen lassen.

Die faszinierende Geschichte der Mundartwortkunst in der Deutschschweiz ist bis heute nicht geschrieben worden. Eine überblicksmässige Schilderung der Anfänge

Otto von Greyerz: Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz (aus der Einleitung)

Wem es daran liegt, das Denken und Fühlen des Schweizervolkes aus Schriftwerken herauszulesen, findet neben dem einheimischen Volkslied der älteren Zeit kein getreueres Abbild davon als die mundartliche Dichtung. Die Mundart selber, im Gegensatz zur gemeindeutschen Kunstsprache, bietet schon eine gewisse Gewähr für die Echtheit des Bildes; denn wie durch ein ihr innewohnendes Gesetz zwingt sie den dichtenden Geist in die engeren Schranken der volkmässigen Anschauung, Empfindung und Denkart. Die deutsche Schriftsprache umfasst das ganze Reich deutschen Denkens und Fühlens und nimmt selbst das Fremdartige mit erstaunlicher, oft nur allzu willfähriger Anpassung in sich auf. Die Mundart dagegen umschliesst nur eine kleine Welt von ausgeprägter Eigenart, zumal in der deutschen Schweiz, wo sich in engstem Raum scharfe Gegensätze der Landschaft, der Abstammung, der staatlichen und kirchlichen Geschichte in den verschiedenen kantonalen Mundarten ausdrücken.

schrieb Otto von Greyerz 1924 auf gut

100 Seiten mit „Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz geschichtlich dargestellt“; sonst existieren nur

Bruchstücke in Aufsätzen und Artikeln.

Das hat verschiedene Gründe. Der

wohl wichtigste ist ein auffallendes

akademisches Desinteresse an der

Mundartliteratur. An den Universitäten

fristet sie ein Randdasein; es gibt weder

eine kontinuierliche Beschäftigung mit

noch eine namhafte Forschung über

mundartliterarische Themen. In den

Literaturgeschichten wird sie in der

Regel mit wenigen Klischees abgetan.

Die Schweizerische Nationalbibliothek

interessiert sich nicht für mundartliterarische Nachlässe und es gibt kein Archiv für

Mundartwortkunst. Für die eidgenössischen Institutionen, die literarische Anlässe im In- und Ausland organisieren, Stipendien und Preise vergeben, für die Zunft der Kritiker ist Mundartwortkunst ein vernachlässigbares, nicht selten auch belächeltes Phänomen. Man kann sich des Eindrucks einer gewissen zünftischen Hochnäsigkeit nicht erwehren. Die offizielle Deutschschweiz, die sich ihrer besonderen Spachkultur nicht genug rühmen kann, scheint an einem Teil der Kunst, die seit über 200 Jahren daraus entsteht, nicht interessiert.

Das hat für die Mundartliteratur der Deutschschweiz, die in viele kleinräumige Mundartliteraturen zersplittert ist, Folgen. Literatur, wie wir sie kennen, ist nicht nur ein Spiel zwischen Produzenten und Konsumenten. Sie entfaltet sich ganz nur in einem Tross von Akademikern und Studierenden, Produzenten, Werbern und Verkäuferinnen, Rezensentinnen und Kritikern, Veranstaltern und Preisjurs, die sie unablässig bewispern. Dieser Tross, der aus belletristischem Schrifttum erst Literatur als gesellschaftliches Phänomen macht, fehlt der Mundartliteratur! Mit ihr beschäftigt man sich nur sporadisch, deshalb hat sich bis heute keine Tradition entwickelt, die sich aus der fortlaufenden Beschäftigung mit Mundartliteratur, im weiteren Sinne mit Mundartwortkunst, festigen konnte.

In diesem Buch wollen wir die Entwicklung der Mundartwortkunst der Deutschschweiz von den Anfängen bis heute erzählen sowie ihre sprachliche Grundlage und ihre Existenzbedingung erklären. Angesichts der Stofffülle kann das nur im Überblick geschehen. Wir wollen Leserinnen und Leser mit wichtigen Entwicklungen, wichtigen Gattungen und Werken, wichtigen Autorinnen und Autoren in knappen, spannenden Geschichten bekannt machen. Dabei haben wir eine breite Leserschaft im Auge und verzichten deshalb auf einen wissenschaftlichen Schreibstil und die für wissenschaftliche Texte üblichen Fussnoten. Um den Text anschaulich und abwechslungsreich zu machen, arbeiten wir mit Originalzitatzen und mit Einschüben von Originaltexten und Ausschnitten von Originaltexten. Wir sind der Meinung, dass man unsere Mundartwortkunst, die es seit über 200 Jahren gibt, nicht einfach ignorieren kann, weil sie nicht in einen hehren bürgerlichen Literaturbegriff passt. Aus ihr sind nicht nur ausgezeichnete Werke hervorgegangen, sie ist auch geistesgeschichtlich interessant. Zu unserer Kultur gehört sie sowieso!